



Oesterreichische Feldbahn mit deutscher Bedienung.

Wilhelmshaven.

Charakter und Entstehungsgeschichte dieses bedeutenden Kriegshafens.

In dem Bericht eines Schweizer Kriegsberichterstatters über einen Besuch des berühmten Kriegshafens Wilhelmshaven am Forder Meerbusen finden wir die nachstehenden interessanten Schilderungen über die Entstehungsgeschichte und das jetzige Aussehen der Stadt:

Wilhelmshaven ist eine Festung; ich würde das nicht, erfuhr es aber sehr bald, und zwar noch innerhalb des Bahnhofsgebietes. Um in die Stadt hineinzukommen, bedarf es eines besonderen Erlaubnisheftes, und das hatte ich nicht, trotz allen Empfehlungen an die Marine- und Polizeibehörden der Stadt. Die Zugverpätung trug das übrige dazu bei, daß nicht alles glatt ging, und so ließ ich ohne gründliche Herz- und Nierenprüfung nicht ab, bis der „Kriegsmarine“ Berichterstatter glücklich durch die Posten schlüpfen und im Hotel landen konnte. Denn schließlich: was hat ein Schweizer bei der Kriegsfotografie zu tun, ausgerechnet gerade jetzt in der Kriegszeit? Ausländer sind in Festungsgebieten nicht sehr beliebt, und ein Mann, der keine Uniform an hat,



Der „Felsen der Offenbarung“, eine der Hafen von Sebasteopol schützende Insel, die angeblich außerordentlich stark besetzt ist.

erst recht nicht. Auch im Hotel, dem Bahnhof gegenüber, bekam ich die Zivilisten zwar zu spüren; das ganze Haus war vollbesetzt mit Land- und Seeoffizieren, und herzlich willkommen geheißen kam ich mir nicht vor. Die Beleuchtung im Zimmer war mangelhaft, der Tisch ungedeckt, die Schreibgelegenheit ungenügend, aber Reklamationen halfen vorerst nicht viel. Erst als eine Ordnung vom Stationskommando sich bei mir meldete, und vom Marineminister telefonisch mir nachgefragt wurde, stieg ich langsam in den Augen des Hotels, und die Beleuchtung wurde besser; als am nächsten Tag ein junger Marineoffizier mich abholte, bekam der Tisch eine wunderschöne weiße Decke, und nachdem gar ein höherer Offizier mit seiner Aufmerksamkeit gemacht hatte, da wurde ein Klubset ins Zimmer geschoben, und man erkundigte sich angelegentlich nach den Wünschen des Herrn in Zivil, dem wie von selbst Brot- und Fleischmarken in die Hand gedrückt wurden. Beim Besuch eines Admirals wäre



Deutscher Panzerzug in einem Port in Ostpreußen.

wahrscheinlich ein Bodenzimmer für mich angebaut worden. Man sieht: Kleider machen Leute, sogar die Uniformen anderer.

Kurz nach meiner Rückkehr von der Nordsee traf ich in Zürich eine Wilhelmshavenerin. Sie werden entsinnlich gewesen sein von unserer „Stadt“, bemerkte sie mir, und Bemerkungen ähnlicher Art hörte ich schon vorher wiederholt. Nun ist ja trübselig zuzugeben, daß Zürich unstrittig schöner ist als Wilhelmshaven, trotzdem hat keine Kriegsfotografie Wilhelmshavener Land ist flach, die Straßen sind etwas monoton angelegt, wenig Anlagen unterbrechen sie, und die Bäume und Sträucher darin sind spärlich; die Häuser haben häufig den für das Schweizerische Auge ungewohnten roten Anstrich, gleichen sich einander sehr, und über dem Ganzen schwebt ein Gemenge von Rauch und Nebel, das der Sonne erschlaffenden Widerstand zu leisten vermag. Die Marine-Offiziere nennen Wilhelmshaven „Schludzien“; die Bezeichnung rührt von der Schludde her, die den Grund Wilhelmshavens darstellt. Zugabe ist auch, daß Wilhelmshaven, das heute etwa 30.000 Einwohner zählen mag (dabei ist freilich die besonders jetzt in der Kriegszeit sehr köpferreiche Garnison nicht mitgerechnet), für die Unterhaltung der besseren Gesellschaftsreise wenig bietet, und es ist leicht zu verstehen, daß die Damen der Marine-Offiziere lieber in Kiel als in Wilhelmshaven zu Hause sind; es mangelt an einem guten Theater, es fehlen vornehme Restaurationen und Kaffeehäuser fast vollständig, und so spielt sich der Verkehr meist im engen Kreis der befreundeten Familien ab, oder im Marinecasino. Mit Kinos freilich ist auch Wilhelmshaven reich gesegnet, und auch sonst gibt es Kneipen und Vergnügungsorte genug, in denen sich der an Land gehende Matrose gut amüsieren kann. Aber trotz alledem bietet Wilhelmshaven für jemand, der zum erstenmal in die Stadt kommt, mangelnde Interessantes, und ein Rundgang durch die ausgedehnte Stadt lohnt sich wohl.

Der Rundgang stellt gleichzeitige Wanderung durch zwei Städte und zwei verschiedene Länder dar; denn Wilhelmshaven ist mit Rütlingen eng verwachsen, letzteres gehört aber ins Oldenburgische, während die Wilhelmshavener mit dem Jahre 1854, wo die Hafenanlage begann, Preußen wurden.

Wenn man das Geviert der Straßen überblickt und den Blick über die tiefen Hofe Hafenanlage schweifen läßt, aus dem schon mancher schwimmende Koloss hinausragt, so ist es nicht leicht, an die junge Geschichte Wilhelmshavens zu glauben. Vor kaum einem halben Jahrhundert war hier alles noch jümpfiges Brackland, halb Moor, halb Weide, und an dem flachen Strand der einsamen Landschaft kummelten sich wilde Enten und Gänse, Stranbläuer, Rübige, Möwen und Löffelreier. Nitzsche war Weg oder Steg zu sehen, draußen wälzte die Tode ihre schlammigen Wellen, und Ebbe und Flut jagten sich und riefen die wenigen

Schiffer zum Fang oder trieben sie zur fluchtartigen Heimkehr. Ein einziges Dörfchen gab es auf dem weiten Schlid. Heppens, und auf dem kleinen, noch erhaltenen Friedhof schliefen die Heppenser, die nach von Klaus Störtebeker, dem berühmten Piraten, zu erzählen wußten, der in der Hanszeit die reichen Kaufmänner belästigte, um die Armen zu beschenken. Die Wichtigkeit des Jadebusens wurde schon frühzeitig erkannt. Kaiser Paul von Rußland, der von 1796 bis 1801 durch Erbfolge das Festerland beherrschte, beabsichtigte die Anlage eines Kriegs- und Handelsbusens bei Heppens, doch wurde er ermordet, bevor es zum Bau kam, und als später Napoleon zur Zeit der Kontinentalperre sich mit dem Jadebusen beschäftigte, kam es zwar auch nicht zu Hafenanbauten, aber Strandbatterien wurden bei Heppens aufgestellt, um den stark betriebenen Schleifhandels englischer Küstenkanonen zu unterbinden. Dann wurde es wieder still an der deutschen Nordseeküste, und erst die Mitte der fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts brachte dem Lande neues Leben. Es war ein schweres Ringen mit der Erde, bis die Hafenanbauten vollendet waren; alles erfolgte in Eile und Schicht, und nicht weniger als 75 Millionen Ziegelsteine waren beispielsweise nötig, die beim Fundamentieren Verwendung fanden. Die ersten Wohnhäuser von Wilhelmshaven — man hatte diesen

Oesterreich-Ungarns Kriegswirtschaft.

Von den deutschen wesentlich verschiedene volkswirtschaftliche Maßnahmen.

Ueber Oesterreich-Ungarns Kriegswirtschaft geben nachstehende Ausführungen eine erschöpfende Uebersicht:

Die Abschließung des Marktes der Doppel-Monarchie von den überseeischen Hilfsquellen hat eine Reihe



Während des Krieges errichteter Brunnen „Mutter und Kind“ von Prof. Fritz Klimsch, in der Arbeiterkolonie der Farbendruckfabrik, vorm. Friedreich Bayer & Co. in Wiesdorf.

Ramen an Stelle des ursprünglich vorgesehenen „Jollern am Meer“ gewählt — müssen noch äußerst primitiv gewesen sein; bestimmten Herzens lese ich in einer Schilderung der damaligen Zeit, schieden die Marinsoldaten aus dem schönen Kiel, die damals vom hiesigen Stadtkommandanten für Wilhelmshaven ausgeschieden wurden. So mußte man beim Ausgehen eine Holzplanke mitnehmen, um sie als Uebergangsbürde von einer Straßenseite zur anderen zu benutzen; wer in der Nacht vom Weg abirrte, riskierte, im Moor zu ertrinken. 1869 wurde der Hafen eingeweicht; es ist eine nicht ganz uninteressante Feststellung, daß damals auch England mit seinem stolzen Panzerschiff, dem mit fünf Masten getakelten „Mimour“, bei der Einweihung vertreten war. Die guten alten Zeiten machten in Wilhelmshaven nicht lange Station und man sieht heute in Wilhelmshaven nicht mehr viel von ihnen; der Hafen wuchs und wuchs, da die Flotte wuchs, die Werft dehnte sich aus und wurde zu einer Stadt in der Stadt, bald durchzogen Bahnlinien Stadt und Land, den Strand entlang wurden solide Dämme aufgeführt, auf deren Rücken die Wilhelmshavener heute promenieren, Straßenbahnen kamen und gewaltige Gebäude für Betrieb, Verwaltung und Unterkunft, und heute reißt sich Kasernen an Kasernen, Militärbau an Militärbau, und wer einen Nachmittag dazu verwendet, dem Meer entlang aus preussischem Gebiet hinüber ins Oldenburgische zu gehen, der sieht eine bewundernswerte militärische Organisation und eine kriegerische Anlage, die die hohe militärische Bedeutung Wilhelmshavens legitimiert. Der Marine neues Leben zu bringen und die heimatische Küste zu schützen, ist die erste und vornehmste Aufgabe der Stadt. Wirt so man einen Blick auf

Wert als die Zentrale des Ganzen dar, und die Stadt mit ihren Straßen bis weit hinaus in die Tiefenlandschaft, mit dem Stadthafen und dem Marinefriedhof als Ruhepunkte darin, sind gewissermaßen die Verbindung nach rückwärts, sind die Kanäle, durch die der Hauss und Säfte am Meer die Kräfte und Säfte aus dem Land zuströmen müssen. So wurde Wilhelmshaven eine riesige Zentrale, eine Zentrale gigantischer Arbeit; Tag und Nacht dröhnen die Hämmer, glühen die Öfen, kommen die Maschinen, schwingen die Kronenketten; Tausende regen und reden sich, Bittel und Kurben bauen und schafften, und draussen schaukeln die Schiffe im Hafen ober auf der Reede, ihre Kamine rauchen und hundertfältiges Leben herrscht an Bord, wo im Frieden wie im Krieg schwerer und unter ernster Disziplin stehender Dienst verrichtet wird.

von Maßnahmen erfordert, die ein vollständiges Novum in der Geschichte der modernen Volkswirtschaft darstellen. Wenn wir im folgenden auf diese näher eingehen, so muß von vornherein festgestellt werden, daß diese Maßnahmen durchaus nicht eine Kopie der deutschen kriegswirtschaftlichen Maßnahmen darstellen, und zwar schon deshalb nicht, weil



Verladung von Pferden auf einem Transportschiff.

die Grundbedingungen hier und dort wesentlich verschiedene sind. An erster Stelle sei hier das Problem der Brotversorgung gedacht, wobei scharf zwischen Oesterreich und Ungarn zu differenzieren ist. In Ungarn waren nämlich in der Brotversorgung niemals Schwierigkeiten eingetreten, da Ungarn auch in den schlechtesten Jahren mehr Getreide produziert, als es konsumiert. Ein weisses Ausfuhrverbot hatte zur Folge, daß Ungarn, trotzdem es fast das gesamte Brotgetreide für die Bedürfnisse der Oesterreich-Ungarischen

Armeen lieferte, für seine eigene Bevölkerung stets reichlich genug Getreide hatte. In Oesterreich dagegen wurden die Vorräte zeitweilig knapp, jedoch stets nur in dem Maße, daß der Bedarf mit Hilfe Ungarns und Deutschlands ergänzt werden konnte. In dem ganzen Problem ist aber durch die Befehle der Malackei völlig Wandel geschaffen worden. Der Anteil Oesterreichs an den rumänischen Vorräten macht jede weitere Sorge nach dieser Richtung hinfällig.

Die Regelung des Verkehrs mit Getreide, Mehl und Hülsenfrüchten im Innern Oesterreichs wurde durch die kaiserliche Verordnung vom 11. Juni 1916 endgültig vorgenommen. Eine vom Minister des Innern abhängige Kriegsgerechtigkeitsanstalt hat die Vorräte aufgenommen, an sich zu bringen, für sachgemäße Lagerung und Mahlung zu sorgen, und endlich die Verteilung gemäß dem Verteilungsplan vorzunehmen. Die Folge dieser Maßnahme war, daß die Brotversorgung, die schon im Winter 1915/16 über das Schlimmste hinausgekommen war, seitdem sich stetig in erfreulichster Weise besserte. Zur Zeit ist der Brotpreis in Oesterreich nahezu wieder der normale.

Nächst der Brotversorgung bildete die Fleischversorgung die wichtigste Aufgabe der Kriegswirtschaft. Hierbei ist zu bemerken, daß für die Viehzucht in Oesterreich-Ungarn keineswegs der absolute Mangel die Ursache, sondern einerseits der starke Verbrauch des Heeres, der die verfügbare Menge für das Publikum verringert, dann aber die Sorge für die Erhaltung des gesamten Viehstandes. Die energische Haltung der Regierung, dem Verbrauch des Publikums strenge anzusehen, hat andererseits den Erfolg gehabt, daß der Viehbestand sich seit Jahresfrist wieder aufwärts bewegt, und somit die blühende Oesterreichische Grobviehzucht heute schon nicht mehr als bedroht angesehen werden kann. Ganz besonders schwer war es, den Schweinebestand vor einer Dezimierung zu retten. Das Ausbleiben der Einfuhr serbischer Schweine seit dem Beginn des Jollkrieges 1906 hatte an die einheimische Schweinezucht schon sehr große Ansprüche gestellt und eine bedeutende Preissteigerung zur Folge gehabt. Die ersten Kriegsjahre hatten dann den Bestand weiter stark reduziert, so daß eine einheitliche Regelung immer dringender erforderlich wurde. Diese trat für das Gebiet der gesamten Monarchie durch die Bestimmungen vom 7. Juli 1916 ein, welche die Schweinefleischung in engen Grenzen hält und an dieselbe solche Verordnungen anschließt, daß der Bestand der Schweinezucht nicht weiter bedroht werden kann. Allerdings hatte dies einen relativ sehr hohen Preis für Schweinefleisch im Gefolge, der erst durch den reichlichen Nachwuchs der letzten Zeit zurückgehen wird.

Auch die Schafzucht hatte ihre Krisis durchzumachen, was natürlich einen schweren Rückschlag auf die Wollproduktion hatte. Freilich war der größte Teil der Wolle früher aus dem Ausland eingeführt worden. Diese Einfuhr war durch den Krieg nur zeitweilig unterbunden. Aus Bulgarien, der Türkei, aus Rumänien, später auch aus dem serbischen Okkupationsgebiet wurden immer noch Wolle von Schafzucht eingeführt. Aber diese konnten im Verein mit der zurückgegangenen eigenen Produktion in den beiden Staaten der Monarchie für den ungeheuren Bedarf nicht genügen. Es stellte sich daher auch für die Schafzucht das Bedürfnis heraus, mit den Vorräten äußerst sparsam umzugehen und die vorhandene Wolle in erster Linie für die Armeen in Anspruch zu nehmen. Daher wurde am 28. Mai 1916 eine Verfügung getroffen, welche die Vorratsaufnahme von Schafwolle, Kamms- und Wollgarnen anordnet, die Preise festsetzt und das Verfügungsrecht über die Vorräte dem Staat gibt. Letzterer konnte dann wiederum von diesen einen Teil für den Handel freigeben, für welchen jedoch auch die regierungsgesetzlich festgesetzten Preise maßgebend blieben. Analoge Maßnahmen wurden in Ungarn, sowie in Bosnien und Herzegovina getroffen.

Die Reglementierung der Wollbeschaffung führt uns zu jenen anderen Rohstoffen, die infolge der Isolierung der Monarchie vom Weltmarkt eine Streckung erforderte. So mußte den Vorräten von Blei und Zinn eine besondere Sorge gewidmet werden, da die Erzeugung in der Monarchie und den mit ihr verbundenen Reichen, sowie in den eroberten Gebieten nicht mit dem Verbrauch Schritt hielt. Infolgedessen wurde durch Ministerialverordnung (28. April 1916) bestimmt, daß 80 Prozent der Vorräte an Blei und Zinn, an Zinn und Zinnlegierungen abzuliefern sind. Gleichzeitig wurden alle Zinngegenstände, wie Krüge, Schüsseln, Teller, Tassen, Löffel, Badenoannen, behördlich als eventuelle Referde aufgenommen. Endlich sei noch auf das Problem der Beschaffung der Mineralöle hingewiesen. Die galizischen Erdölgebiete (die übrigen Reiche wenig schwere Oel lieferten) kamen zunächst durch den

Ein Gewinn durch ein Sirtensvol am Senegal. Den Haupthandel des Sirtensvolles, das das rechte Ufer vom Senegal beherrscht, der Maures, vermittelt das Gummim. In dieser Eigenschaft spielt es daselbst eine so beträchtliche Rolle, daß sich dieses Volk um einen Gummimandel oft mit Erdrüttung schlägt. Bis auf die Zeit des genannten Reisenden gewann man das Gummim nur auf dem rechten Ufer des Senegal; und um selbigen zu finden, unternahm man zunächst Streifereien in das Land. Man hatte früher geglaubt, daß das Produkt nach regenreichen Jahren von selbst erscheine, sobald mit der trockenen Jahreszeit Ostwind eintröffe und die Rinde rissig mache. Das mag bis zu einem gewissen Grade wahr sein, doch hält man jetzt eine Schwarzopferpflanze für die Urheberin. Diese nennen die Eingeborenen Kobb, und sie ist eine ähnliche Pflanze, wie man sie auf den europäischen Bäumen als Mistel findet. Selbige siedelt sich auf den Ästen an und bewirkt, wo sie in die Rinde eintritt, eine wunderartige Geschwulst, aus der dann der Saft des Baumes als Gummim ausfließt. Die Pflanze wurde später von dem berühmten Botaniker Charles Martin von Montpellier als Loranthus Senegalensis bestimmt.

Ein Gummimandel heißt bei den Eingeborenen Kraba und ist als solcher heilig, weshalb es kein Fremder ungenähert wagen dürfte, auch nur einen Zweig abzubrechen. Wer von den Mitgliedern des Stammes einen solchen Wald besitzt, hat auch das Recht, Gummim zu ernten. Diese Ernte beginnt im Oktober mit dem Erharven von Hütten am Saume des Waldes, und zwar da, wo sich Brunnen finden oder wo man seine Ernten unterbringen kann. Die Gewinnung selbst ist eine rohe Arbeit, denn der Wald stellt den Sammlern durch Dornen und brennige Sträucher, wie sie auf der senegambischen Sahara nur allein sich zu entwickeln vermögen, große Schwierigkeiten entgegen. Doch Siol und Sorge um seine Familie lassen den Sammler auch die schmerzhaften Verwundungen ertragen, und so arbeiten alle mit Ausdauer und Eifer, um das Gummim allmählich einzubringen. Zu diesem Behufe bewaffnen sich die Maures mit einem langen, am Ende gekrümmten Stab und holen mit dessen Hilfe die mehr oder weniger großen Gummimtropfen von dem Astwerke herunter. Kann das in der Nähe der Brunnen geschehen, so trägt der Arbeiter nur einen kleinen Lederack bei sich, um das Gummim darin unterzubringen; im entgegenetzten Falle führt er in einem zweiten Sack eine Partie

Wasser mit sich, aber niemals duldet der Herr, daß sein Sklave mit Lebensmittel sich verleiht. Er sucht ihn durch dieses Mittel länger zu machen. Hat der Sklave, entkräftet durch Hunger und eine entsetzliche Hitze, gegen Abend, das bestimmte Maß der Ernte nicht erreicht, hat der Herr ihn gezwungen, das gewonnene Gummim zu verkaufen, so wieder er bis zum äußersten geprügelt. Ein Gesicht, das im Sudan Tausende erreicht. Die erste Ernte ist im Dezember beendet, eine zweite schließt sich im März an, und letztere wird um so reicher, je länger und je här-



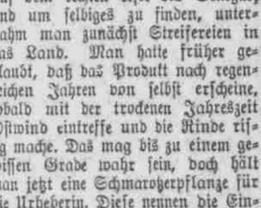
Marktplatz in Wialystok, Oesterreich. Im Hintergrund die verwüstete kath. Kirche.

Summiarabicum.

Seine Gewinnung durch ein Sirtensvol am Senegal.

Den Haupthandel des Sirtensvolles, das das rechte Ufer vom Senegal beherrscht, der Maures, vermittelt das Gummim. In dieser Eigenschaft spielt es daselbst eine so beträchtliche Rolle, daß sich dieses Volk um einen Gummimandel oft mit Erdrüttung schlägt. Bis auf die Zeit des genannten Reisenden gewann man das Gummim nur auf dem rechten Ufer des Senegal; und um selbigen zu finden, unternahm man zunächst Streifereien in das Land. Man hatte früher geglaubt, daß das Produkt nach regenreichen Jahren von selbst erscheine, sobald mit der trockenen Jahreszeit Ostwind eintröffe und die Rinde rissig mache. Das mag bis zu einem gewissen Grade wahr sein, doch hält man jetzt eine Schwarzopferpflanze für die Urheberin. Diese nennen die Eingeborenen Kobb, und sie ist eine ähnliche Pflanze, wie man sie auf den europäischen Bäumen als Mistel findet. Selbige siedelt sich auf den Ästen an und bewirkt, wo sie in die Rinde eintritt, eine wunderartige Geschwulst, aus der dann der Saft des Baumes als Gummim ausfließt. Die Pflanze wurde später von dem berühmten Botaniker Charles Martin von Montpellier als Loranthus Senegalensis bestimmt.

Ein Gummimandel heißt bei den Eingeborenen Kraba und ist als solcher heilig, weshalb es kein Fremder ungenähert wagen dürfte, auch nur einen Zweig abzubrechen. Wer von den Mitgliedern des Stammes einen solchen Wald besitzt, hat auch das Recht, Gummim zu ernten. Diese Ernte beginnt im Oktober mit dem Erharven von Hütten am Saume des Waldes, und zwar da, wo sich Brunnen finden oder wo man seine Ernten unterbringen kann. Die Gewinnung selbst ist eine rohe Arbeit, denn der Wald stellt den Sammlern durch Dornen und brennige Sträucher, wie sie auf der senegambischen Sahara nur allein sich zu entwickeln vermögen, große Schwierigkeiten entgegen. Doch Siol und Sorge um seine Familie lassen den Sammler auch die schmerzhaften Verwundungen ertragen, und so arbeiten alle mit Ausdauer und Eifer, um das Gummim allmählich einzubringen. Zu diesem Behufe bewaffnen sich die Maures mit einem langen, am Ende gekrümmten Stab und holen mit dessen Hilfe die mehr oder weniger großen Gummimtropfen von dem Astwerke herunter. Kann das in der Nähe der Brunnen geschehen, so trägt der Arbeiter nur einen kleinen Lederack bei sich, um das Gummim darin unterzubringen; im entgegenetzten Falle führt er in einem zweiten Sack eine Partie



Getreidebehälter.

ter der Ostwind weht. Vom Monat Januar bis zum März dauert der Handel in Gummim, dann ist die Ernte beendet und der Stamm verläßt den Wald, um sich nach den alten Pfaden zurück zu begeben. Schon im Jahre 1760 betrug die Summe des eingeernteten Gummims an 1800 Tonnen; seitdem stieg sie wieder bedeutend, so daß sie nicht selten über 6000 Tonnen betrug — Summen, die allerdings bei dem hohen Preise das Gummim zu einer Art Goldquelle machten.

In der Union-Station zu Washington, D. C., wurde der 61-jährige Musiker L. R. Fernschild, ein geborener Deutscher, welcher lange Jahre in einem Theater-Orchester in New York spielte, vom Geheimpostinspektoren Grant verhaftet, weil er ziellos im Bahnhof auf- und abspazierte. Polizei-Superintendent Bullman fragte den Mann, für welches Land er im Falle eines Krieges kämpfen würde, worauf er angeblich erwiderte: „Geht mir ein Gewehr und ich will Euch zeigen, für wen ich kämpfen werde.“ Er wurde zur Beobachtung seines Geisteszustandes nach dem Washington Asyl-Hospital gebracht.

Frau Emily Konide, eine Quackalberin von Ozone Park, L. I., rettete sich in den Spezialzellen vor einer größeren Gefängnisstrafe, indem sie die \$200, die sie für ihre Arztkurturen bekommen hatte, in einem Korb abgab, worin sie auch ein Briefchen mit dem Namen Julius Chobotowski von Brooklyn abgedruckt hatte, wieder zurückgab. Sie war des Großdeutschein und der unerlaubten Ausübung einer ärztlichen Praxis angeklagt worden und hatte sich des Kleinfeldstahls schuldig bekannt.



Die Nacht von Gattano, im Hintergrund der Bogen.